

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **19 (1939-1940)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

haltung seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit bedachten Volke den Einsatz aller Kräfte verlangt und es verbietet, sich auf Improvisationen zu verlassen.
Gottfried Zeugin.

Kultur- und Zeitfragen

„Rache für Sadowa“.

Kritische Bemerkungen zur Einstellung gegen Deutschland.

„Rache für Sadowa“ riefen die Pariser 1866, als Preußen bei Königgrätz, auf tschechisch Sadowa, Österreich besiegt hatte und Kleindeutschland begann, sich vorläufig zum zweiten Deutschen Reich zu entwickeln. Großeltern und Eltern erlebten jene Zeit und bald auch den Krieg von 1870/71. Noch erinnere ich mich, daß ich in der Jugend lange nicht begriff, weshalb denn die Franzosen glaubten, sich für eine österreichische Niederlage rächen zu sollen, warum sie auch vier Jahre nachher es nicht ertragen hätten, daß ein Hohenzollern auf den Thron Spaniens gelangt wäre. Erst das Leben lehrte, noch eindringlicher als die Geschichte, daß ein ewiger Kampf um den Platz an der Sonne das Geschehen beherrsche und „Friede“ nichts sei als Gleichgewicht. Früher einmal hatte Frankreich durch Ludwig XIV. triumphierend ausgerufen, es gebe keine Phryniäen mehr, als der Herzog von Anjou König Philipp V. von Spanien geworden war. Auf Kosten des zersplitterten Ersten Reiches konnte Ludwig XIV. auch die Rheingrenze gewinnen. Erst 1871 nahm Deutschland gegen den Sonnenkönig wie gegen Napoleon den Großen und den Kleinen eine verjährte Revanche, die eben dieser Verjährung wegen weder von Elsaß-Lothringen nach der Weltmeinung begriffen wurde.

Mit undurchdringlicher Miene schaut Moira auf die Schicksalswaage und unbewegt sah sie 1871 zu Frankfurt die eine und 1919 in Versailles die andere Schale sinken und steigen. Unbewegt weben Nornen und Parzen auch heute ihr Seil, kalt schauen sie auf die Aufgeregten, die Anstöße mit Ursachen verwechseln. Aber Völker und Erdteile bleiben nicht unbewegt; sie zittern im Wahn, nicht in Ehren leben und zufrieden arbeiten zu können; die einen schleppen Gewichte herbei, die andern werfen Lasten ab, in der Meinung, endlich würden die Schalen ruhen und ewiger Frieden herrschen. Utopien wird ersehnt, wo keine „Zeit“ mehr wäre, auch keine Geschichte. Doch die naturgewollte Ungleichheit der Menschen und die Eier nach Wechsel würden über kurz oder lang wieder zu Kämpfen führen. Die Geschichte kennt mehrere Pläne, ein dauerndes Gleichgewicht aufzubauen und Kriege zu verbannen. Beim bekanntesten solcher Versuche standen sich fast gleiche Hälften unseres Volkes leidenschaftlich gegenüber, und die Entwicklung hat jenen recht gegeben, die sich überzeugt gegen das Scheinheilige und Phrasenhafte wandten und sich vom bestenfalls naiv Optimistischen dieser Verkoppelung von Machtpolitik mit Idealen nicht blenden ließen. Der auf Bruch oder doch Umdeutung eines feierlichen Versprechens aufgebaute Wilson-Versailler-Völkerbund hat den Zustand schwer gestörten Gleichgewichts nach einem großen Sieg verewigen wollen — was vom Standpunkt der Sieger aus ganz begreiflich ist. Aber Versailles 1919 begnügte sich dabei nicht mit der materiellen Vernichtung der Besiegten, vielmehr suchte es sie auch in bisher nie gekanntem Maß moralisch zu zerstören. Wir erleben, wie sehr dies gelang; freilich kehrt sich diese Umwertung der Moral längst gegen den Sieger selbst: Man hält Versprechen nicht, bezahlt keine Schulden, bricht Verträge, schließt Bündnis mit der einen östlichen Rasse, macht die andere rechtlos und überholt das alte „écrasez l'infâme“. Jener Vertrag betonte zu Beginn — etwas

bisher in der Weltgeschichte Unerhörtes — die Alleinschuld eines großen Volkes am Krieg. Und nicht nur die Sieger beurkundeten diese gehässige Torheit, nein! auch die Neutralen wurden durch mit wirtschaftlichen Drohungen wirksam verquickte pseudoideale Phrasen gezwungen, dem Werk von Versailles beizutreten. Keine Stimme erhob sich, die jenen Wilson, Clemenceau, Lloyd George und ihrem italienischen und japanischen Beisitzer zuzurufen wagte: Genug jetzt von Eurem Recht und Eurer Freiheit! Damals wurde eine Scheidung der Völker sanktioniert und eines der größten, an Kultur reichsten zum moralischen Paria erniedrigt — eine Ungeheuerlichkeit, die sich rächen mußte und die seither ein nicht minder verwerfliches Gegenstück in der Behandlung einer andern Rasse durch jenes selbst entwürdigte Volk erfahren hat.

Jahrhundertlang hatte die deutsche Nation bei ihrer Uneinigkeit und Ohnmacht politische Minderwertigkeitsgefühle, die seit Sedan sich in ihr Gegenteil wandelten. Das II. Reich schwankte zwischen überhebendem Stolz auf „die schimmernde Wehr“ und diplomatischer Unsicherheit. Daß auf Glanz, Macht und Hybris eine so schwere Niederlage folgte, wollte sich das Volk nicht eingestehen; die wirtschaftliche und militärische Übermacht des Feindes genügte nicht zur Erklärung. So mußte der „Dolchstoß von hinten“ herhalten, der Glaube an innere Unterminierung durch geheime, antigermanische, chaotische Mächte. Wer sich jener Jahre erinnert, da grausame Spartakistenkämpfe im verelendeten Land tobten, marxistische Machthaber jede nationale Regung weit schärfer unterdrückten als einst der reaktionäre Metternich, als Rotmorde nicht bloß in Propagandalegenden vorkamen, der Rapp-Butsch vom Hohn der Welt erledigt wurde, ein gewöhnlicher Brief mit einer Milliarde Mark zu frankieren war, und ein Roman wie Henck's „Deutschland ohne Deutsche“ kaum mehr als Satire wirkte — wer an das denkt und aus friedlichem, verwöhntem Hochland auf Jammer, Schmach, Haß und Elend hinabschaute, der mußte an eine Reaktion glauben. Es mußte ein Sturm kommen, der vermutlich neben vielen morschen Zweigen auch manchen gesunden Baum brechen würde. Der Orkan kam. Die Ernte des Windes ist mächtiger als Freunde der deutschen Kultur sie sich vorstellen mochten. So war ja während des Krieges auch Engländern und Franzosen die Leitung der behutsam geschürten russischen Revolution entglitten. Ignis nunquam dicit; sufficit. Feuer ist immer „totalitär“.

Unter jeder Regierungsform hatten wir schon vor dem Weltkrieg Deutschland zu verstehen, zu erklären, zu entschuldigen versucht. Noch vor drei Jahren konnten wir, unter Widerspruch freilich, in der „Neuen Zürcher Zeitung“ von „verkanntem Deutschland“ sprechen. Allein nach München und seit der schrecklichen Ausschachtung des Grünspanhandels sind wir irre geworden; sollten wir das Reich vielleicht selbst verkannt haben, anders als die deutschfeindliche Menge? — Heute scheint Deutschland auch noch die Wenigen in der Welt vor den Kopf stoßen zu wollen, die sich ihrer kulturellen und sprachlichen Verbundenheit bewußt blieben und sich zu ihr bekannten. Die Welt steht unter dem Eindruck, die deutsche Politik folge dem Grundsatz Caligula's: oderint dum metuant, mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten.

München hätte, so glaubten wir, Europa endlich Frieden bringen und das durch Versailles und Völkerbund Verfehlte überwinden können. Eine dauernde Einigung Mittel- und Westeuropas, ja der Traum einer deutsch-französischen Freundschaft schien möglich. Andererseits gibt es bei uns sogar sonst einsichtsvolle Bürgerliche genug, die mit Panrußland liebäugeln, wenn nur Deutschland auf Jahrhunderte zerschlagen und zerstückelt worden wäre. Noch vor wenigen Jahren konnte man durchaus verstehen, wenn das Reich sich bedroht fühlte. Ebenso ließen sich Gründe für den Haß gegen Deutschland nennen. Menschlich liegt es z. B. nahe, daß jene vielen Schweizer, deren Guthaben im Reich beschlagnahmt oder eingefroren sind, sich erbittern. Hinc illae lacrimae — die wirtschaftliche Konkurrenz rücksichtsloser

und gewandter Deutscher hat, vereint mit jenen Vermögenseinbußen, vielleicht mehr zur Erbitterung gegen das Reich beigetragen, als alle politischen Unterschiede. Vielleicht liegt hier ein Grund, weshalb die französische Schweiz, die unter jenen Verlusten wie dieser Konkurrenz weniger litt, heute so viel gemäßigter von Deutschland spricht als die deutsche. Zu diesem gerechteren Urteil trägt bei, daß unsere Romands Volksfrontjungen näher spüren als wir. Bei uns schuf die ökonomische Not, die bis tief in alle Schichten reicht und für die das Volk die deutschen Gewerbetreibenden und Stelleninhaber, ja die mit Schweizern sich verheiratenden deutschen Dienstmädchen noch mehr verantwortlich macht als die früheren Maßnahmen Schachts, einen nur allzu günstigen Reimboden für die seit der Kriegspropaganda immer wieder beliebte Scheidung der Völker in barbarische und zivilisierte, kriegerische und friedliebende. Der wirklichen Trennung, die besitzende und besitzlose Staaten fähe, wird das moralische Mäntelchen umgehängt und gerade dadurch jede denkbare Auseinandersetzung vergiftet und erschwert. Sogar die heutige Ideologien-Scheidung zehrt von der früheren: man braucht nur zu überlegen, wie ähnlich sich die Frankreich günstige und Deutschland feindliche Einstellung unter jeder denkbaren Regierungsform der beiden Länder von je bei uns blieb.

Doch wahrlich, auch unsere treue Gesinnung wurde erschüttert. Das Abkommen von München wurde psychologisch nicht nur nicht ausgewertet, vielmehr verdorben. Statt einer Stützung der fremden Staatsmänner, die mitgeholfen hatten, den neuen Weltkrieg zu vermeiden, kam es zu neuen Forderungen, als ob es sich um Verfolgung eines geschlagenen Feindes handle. Noch bedenklicher waren die Folgen der Schüsse von Paris: bolschewistische Heze gegen Wehrlose, fanatische Zerstörungen, eine „Buße“, die den Eindruck erweckte, bestimmte Kreise hätten einen finanziell auszubeutenden Totschlag ersehnt, dann die überschwängliche Glorifizierung eines harmlosen Mannes, der weder Held noch Blutzzeuge zu werden gedachte, das gleichzeitige Poehen auf „Recht und Billigkeit“ . . . das vermochte auch alte Gutgläubigkeit zu erschüttern. Es bedurfte schon der ebenso maßlosen, innerlich unwahren Gegenpropaganda z. B. gewisser Amerikaner, die als Hüter der Kultur schlechterdings unvorstellbar sind¹⁾, um uns wieder an nüchterne, neutrale Beurteilung zu mahnen. Wir sehen den Circulus vitiosus; ein Volk wird als „hoche“ und „barbarisch“ gebrandmarkt; es empört sich dagegen und gelangt im Gegenangriff zu rasch sich ausdehnenden Übertreibungen und Ausschreitungen; diese rechtfertigen dann ihrerseits die Brandmarkung. Heute dient alles dazu, dem Argwohn neue Nahrung zu geben. Als der Kommunist Thorez auf seine Weise „Mein Kampf“ auslegte und der Straßburger Sender die Fälschung verbreitete, nahmen kritiklos auch allzuwiele „Neutrale“ die gehässige Einstellung an. Und doch ließen sich sogar die Stellen jenes Buches, die Haß gegen Frankreich beweisen sollen, anders auslegen: es wird erklärt, Frankreich sei stets der unveröhnliche Feind Deutschlands gewesen — eine Behauptung, die leider lange Wahrheit schien; daß aber Deutschland Frankreich hasse, fanden wir nicht, und es widerspräche den Tatsachen. — Es ist aber auch irreführend, nur von der Rückgabe von Kolonien zu reden; es müßten wertvolle Kolonien sein, z. B. mit Erdölvorkommen, wenn das uralte, aber heute vom Reich im Großen durchgeführte „plurima petunt“ zum Schweigen gebracht werden sollte. Es scheint in Deutschland jener Fischer kinderlos gestorben zu sein, der einsah „Nu wull'n wi tofreden sin“.

Trotz aller Einwände halten wir aber die Einstellung gegen Norden nicht für richtig. Sind wir wohl frei und demokratisch genug, ein unabhängiges Wort zu hören?

Vor allem schien es uns falsch und auch taktisch verfehlt, die Deutsch-

1) Wer ein köstliches Bild der Unterschiede zwischen Phrase und Wirklichkeit in U. S. A. z. B. in der Behandlung einer andern Rasse erhalten will, lese etwa „Martin Chuzzlewit“, einen der besten Romane des Engländers Dickens.

Schweizer mit Österreichern und Sudetendeutschen zusammen zu nennen. Unsere Geschichte ist völlig verschieden; statt Verbundensein und Anschluß gibt es bei uns nur Abschluß, und zwar seit 1291 von Österreich, seit 1499 vom Gesamt-Reich. Die Schweiz war längst und ist völlig selbständig und dazu auch innerlich umgewandelt und von Deutschland geschieden, schon als sie sich nach Westen und Süden entwickelte und mehrsprachig wurde. Es gab nie eine deutsche Irredenta in der Schweiz. Selbst Kreize, die als sehr „germanophil“ galten, wollten nie etwas anderes als Neutralität, Unabhängigkeit von allen und Gerechtigkeit für jeden Nachbarn. Die Schweiz hat keinen Grund „Rache für Sadowa“ zu nehmen. Wohl aber rächt sich, daß jahrelang bei uns nur die antideutsche Minderheit Österreichs zu Worte kam. Es wurde, vielleicht in guter Meinung, aber geschichtlich falsch, der „urschweizerische Erbfeind“ unvermerkt in einen uralten Burenfreund umgedeutet und eine demokratische österreichische Seele entdeckt. Sollten wohl die übertrieben devoten Wiener Höflichkeitsformen schweizerisch und demokratisch gewesen sein? — Die Überraschung, um nicht Panik zu sagen, die breite Schichten in unserem Volk nach den Anschlüssen zeigten, wäre vermieden worden, wenn die Verhältnisse in Österreich und der Tschechoslowakei mehr so dargestellt worden wären, wie sie waren, statt wie sie gewünscht wurden. Je eher wir betonen, daß die Schweiz und ihre Geschichte mit Scheindemokratien und stets dem deutschen Reich irgendwie hörig gebliebenen Landschaften nichts gemein hat, desto klarer weiß eben dieses Reich, daß es bei uns nichts zu suchen hat. Wir Schweizer dürfen mit Recht behaupten, dem Reich längst fremder zu sein als etwa die Niederländer und die Elsäßer. Das kann und soll unser geschichtlicher Standpunkt sein; er allein verbürgt unsere moralische wie territoriale Selbständigkeit.

Statt der übertriebenen Empfindlichkeit gegen den einen Nachbarn, die bei manchen fast an Vogel und Schlange erinnert, wäre auch eine Grenze nicht zu vergessen, die jeden „Galopp“ unserer Rüstung rechtfertigt. Insofern ist unsere Lage bedenklich geworden, da heute das vor wenigen Jahren noch natürliche Gegengewicht gegen Süden fehlt. Wir müssen uns vom unneutralen Wahn befreien, den einst möglichen Angriff oder die kriegerische Verwicklung nur bei einem Nachbarn anzunehmen. Unser Volk muß in solchem Ernstfall keine andere Ideologie als die schweizerische kennen, und es wird auch einzig Sache der obersten Behörden, am besten der militärischen sein, eine Verletzung unseres Gebiets festzustellen und ihr sofort mit aller Kraft entgegenzutreten. Jener Entscheid darf keinesfalls der Presse oder der Diskussion von Parteien überlassen bleiben; wird das ganze Volk dann nicht sofort mit diktatorischer Sicherheit gegen den ersten Gegner aufgerufen, würde sich unfehlbar 1798 wiederholen, endgültig. Es können Kombinationen eintreten, die sich nicht voraussehen lassen und die unser Heer unerwartet statt an den Rhein an den Doubs oder ins Tessin würfen. Dann gilt es, zu beweisen, daß wir uns gegen jeden Angreifer wenden, diskussionslos und unabhängig von jeder Sprach- oder Ideenverwandtschaft. — Viele, die jetzt stets auf das Heer pochen, oder so tun als ob sie pöchten, haben noch vor nicht langer Zeit die Disziplin zu untergraben versucht und bei jeder Anrempelung eines Offiziers zuerst die Angreifer in Schutz genommen. Stellen wir uns vor, daß Italien einst sozialdemokratisch und Frankreich fascistisch würde — eine zum mindesten mögliche Annahme, denkbar z. B. nach dem Ausgang des nächsten Krieges — würde unser Willen zur Unabhängigkeit und Neutralität nicht vielleicht merkwürdige Wandlungen sehen? — Da wir weder einen Einheitsstaat bilden noch das gleiche „Blut“ besitzen, wollen wir wenigstens stolz sein auf unsern herrlichen heimischen Boden zwischen Rhein, Rhone, Alpen und Jura mit den lieben „Nachwieseln“ jenseits dieser natürlichen Grenzen. Wir alle haben ferner bestimmte freiheitliche Überzeugungen und waren immer Republikaner — wir wählen dieses weniger übliche Wort, weil die „Demokratie“ wohl nicht stets und nicht in allen Kantonen

ausschlaggebend war. Sie ist eher Kennzeichen erst der II. Eidgenossenschaft, jener von 1798/1815, als Revolution und Mediation die Erhebung der Untertanenländer zu Kantonen, viele Freiheiten und liberale Wirtschaft brachten, denen ein Jahrhundert des Glücks und der Ruhe Recht gaben. Es wäre aber begreiflich, wenn einigen nachdenklichen Schweizern jener Ursprung verdächtig wäre, wie auch andererseits sich eine gewisse Überbetonung der bis 1798 bevogteten Stände sich wohl verstehen ließe. Damit sei nichts gegen das Wesen idealer Demokratie gesagt, nur bleibe man sich bewußt, daß das bloße Wort nicht genügt. Eine Demokratie wie die schweizerische setzt denkende, ebenso opferwillige wie innerlich freie Bürger voraus — „noblesse oblige“ — noch mehr aber verpflichtet wahre Demokratie. Jene inneren Eigenschaften sind ausschlaggebend. Viele möchten auf ein Wort hin gemeinschaftliche Weltanschauung, ja Kriege begründen. Nicht etwa bloß in Frankreich, sondern auch in Haiti, in U. S. A., ja in der Sowjet-Union erblicken sie „Schwester-Republiken“. Es mag fraglich sein, ob irgend ein Staat im Karaischen Meerbusen augenblicklich „Demokratie“ oder „Diktatur“ ist; ganz sicher aber ist, daß er weder heute noch morgen mit unserer guten, echten, alten Demokratie verglichen werden darf. Auch nicht jenes Land, das die Rasse seiner Ureinwohner noch in der Neuzeit ausrottete und eine andere Rasse versklavte, lynchte und verachtete. Kürzlich las man von der Revolte eines sich zum Präsidenten aufwerfenden Generals in einem südamerikanischen Staat; sie wurde blutig unterdrückt und — welcher Trost! — der Karneval in Lima wurde nicht gestört. . . Käme es nur auf das Stimmrecht an, so müßten sich die Schweizerinnen und Französinnen unfrei fühlen, während sich die deutschen Frauen frei und demokratisch wähnen könnten. Man erweist unserem Eigengewächs einen übeln Dienst, wenn urschweizerische Demokratie mit Schein-Republiken gleichgesetzt wird; da könnten manche am Begriff „Demokratie“ irre werden. Er darf nicht zum Fetisch werden, unter dessen Anrufung Gewissenszwang, Gleichschaltung der Neigungen oder des Hasses, Bücken vor hundert getarnten Diktatörchen vergöhrt würden. Mit dieser Mahnung wissen wir uns in bester schweizerischer Gesellschaft. Von heutigen Behörden und führenden Männern zu schweigen, sei nur etwa an Bundesrat Welty erinnert, der 1876 bei der Murtenfeier u. a. ausrief: „Sind wir nicht geneigt, die Form über den Geist und das Wesen zu stellen und schon die bloßen Grundsätze unserer Verfassungen für Tugenden zu halten?“ — Auch beim Basler Jacob Burckhardt, falls wir den sehr einseitig Zitierten als Schweizer im Festsinn betrachten dürfen, fänden wir ähnliche Aussprüche genug. Auch heute gilt sein Satz: „Der Historiker steht in diesem Augenblick schief mit dem Publikum und muß es entweder mit demselben oder mit der Wahrheit verderben.“ — Nachdem an der Ästertag-Feier 1932 der damalige Bundesrat Albert Meier u. a. gezeigt hatte, daß die Demokratie in gewissem Sinne in einem Gegensatz zur Freiheit stehen könne, daß in ihr die Mehrheit König sei und die Macht oft in despotischem Sinne ausübe; nachdem er gezeigt hatte, wie es nach Hiltly keine einzige staatsrechtliche Idee gebe, die nicht, mit rücksichtsloser Konsequenz auf die Spitze getrieben, zum Wahnsinn führen könne, schloß er mit dem nie genug gehörten Wunsch: „So möge die Demokratie für uns nicht nur eine politische Realität, sondern einen stetig sich erneuernden Willensakt geistiger und sittlicher Art bedeuten.“ —

Wir sollen heute stolz sein „auf die Taten der Vorfahren“, gleichzeitig aber überzeugt, daß „Schweizergeist immer international, human, pazifistisch“ gewesen sei. Ganz ehrlich ist uns dabei nicht zumute, denn es zeigen sich hier Konstruktionen, denen es mehr und mehr gelingt, den Sinn der ruhmreichen Schweizergeschichte — solange sie ruhmvoll war — zu fälschen. Es ist soweit gekommen, daß bei uns der „Stärn vo Buebebürg“ zwar noch gelobt, aber nicht mehr verstanden wird. Begeisterung für einen großen Deutschen, sagen wir Wagner, gilt beinahe als Landesverrat, während Wichtignehmen etwa eines armseligen, giftigen, von fremden Artisten ausgeführten Cabarets allen Anspruch darauf besitzt,

als Zeichen „enger Volksverbundenheit“ gepriesen zu werden. Wäre das unser Volk, wäre das Demokratie? — Könnten derartige Umwertungen nicht verständlich machen, daß schließlich sogar gute Schweizer an die vielberühmten „geheimen Einflüsse“ zu denken begännen? Wer wirklich frei und demokratisch ist und an die bei vielen Abstimmungen erwiesene Mündigkeit des Volkes glaubt, der läßt sich wahrlich nicht durch ausländische Propaganda beeinflussen, es sei denn, daß sie ihn ins Gegenlager triebe. Man dränge aber auch nicht jedem Schweizer, der seinem Volk und Land eine von außen unbeeinflußbare Treue hält, irgend einen Normal-schweizer Spiegel als Ersatz für Wagner und Goethe auf. Geistige Landesverteidigung braucht auf den „Tell“ in Schillers Fassung noch nicht zu verzichten; aber es wäre anmaßend zu glauben, nur wir verstünden ihn. Wir können nicht glauben, daß es unser Land kulturell verteidigen hieße, ihm auf den höchsten Geistesgebieten alles zu verleiden, was nicht schweizerischen Ursprungs ist, sondern Europa, ja der Welt gehört. Gerade darauf waren wir sonst so stolz, und gerade das, was viele bei uns zu tun sich anschickten, warfen wir den ausschließlichen Nationalstaaten vor. Nicht jedem, der z. B. Schopenhauer sucht, wird Schopenhauer genügen, weil dieser Schweizer und allerdings auch Philosoph ist. Gewiß kann der Kastilianer Cervantes auch jetzt noch von einem Catalanier gelesen werden; 1918 gab es Franzosen, die den Frieden ersehnten, um nach vier Kriegsjahren endlich wieder Wagner hören zu können — französischer als die Franzosen brauchen wir nicht zu sein.

Wir hielten es stets mit Fellers prächtiger Mahnung, achteten jedes Vaterland und liebten das eigene. Vor übertriebenen Wertungen wie Abschätzungen hüteten wir uns; vor allem verwechselten wir nie die Völker mit ihren Regierungsformen; diese können weit fortgeschrittener sein als es vielleicht zu diesem oder jenem exotischen Völklein paßt; oft sind sie aber auch schlechter, als es der Bildung und dem Charakter eines Volkes entspräche. In unserer persönlichen Einstellung z. B. zum deutschen Volk, zu Österreichern, Tschechen, Russen, Bolivianern ist seit drei Jahrzehnten kaum eine Wandlung eingetreten: ihre Vorzüge wie ihre Schwächen sind wohl die gleichen geblieben. Völker ändern ihren Charakter kaum. Auch die Schweizer nicht. Ihre überwiegende Zahl war von je mißtrauisch gegen den nördlichen Nachbar. Der Nationalsozialismus hat diese Erscheinung keineswegs erst erzeugt, sondern sie nur unendlich verstärkt. Andererseits gibt es auch jetzt noch Deutschschweizer, die mit gutem Gewissen und verantwortungsbewußt glauben, daß man sich hüten sollte, beim immerhin verwandten Volk nur Negatives zu sehen. Wir sprechen hier keineswegs von „Fronten“, auch nicht von Anormalen, Überhitzten, Vorbestraften oder mit deutschen Frauen Verheirateten, sondern von Schweizern bester Gesellschaft und ausgezeichnete Tradition. Ihre Vorfahren haben sich freilich, bei selbstverständlicher politischer Neutralität, für Friedrich den Großen wie für die Klassiker zu begeistern vermocht; sie begriffen den Freiheitskrieg gegen Napoleon, empfanden den Kriegsausgang von 1871 ohne Trauer, verurteilten den Tonhallekravall in Zürich usw. Diese Ahnen dürfen sich sehen lassen. Ihre Enkel haben sich gestraußt, im Weltkrieg Schuld, Recht, Freiheit einseitig zu verteilen; sie erkannten auch die verheerenden Folgen der Niederlage für deutsche Politik, Wirtschaft und Moral. Ein kleines Sinnbild! Im Juradörichen Chindon beim schweizerischen Waffenplatz Tavannes steht heute noch aus jener Zeit ein weithin sichtbares Gefallenen-Denkmal — den „für das Recht“ gefallenen Franzosen, Schweizern und Italienern jener Gegend errichtet. (Gott hat die italienischen Namen überwuchert, man bewundere den Instinkt der Natur!) War ein solches Denkmal notwendig? — Es gibt heute sicher sogar dort im Birstal selbst gute Schweizer, die den Geist jener anmaßenden Inschrift ablehnen.

Im Sinne dieser Schweizer glaubten wir an die allzu einseitige P s y c h o s e gegen den einen Nachbarn wie die allzu schablonenhafte Aufstellung eines Normal-schweizers mahnen zu müssen. Es sollte in der Demokratie

nicht zur Gleichhaltung kommen. Deshalb sollen Neigungen für ausländische Kultur, die bei den französischen und italienischen Eidgenossen nicht bloß als selbstverständlich betrachtet, sondern stets geradezu gerühmt werden, bei den ältesten, den deutschsprachigen Schweizern verdächtig sein? Wobei wir, da wir hier vor allem jene Kreise im Auge haben, denen geistige Kultur überhaupt noch etwas bedeutet, natürlich voraussetzen, diese Gebildeten seien imstande, in Zeiten gesteigerter geschichtlicher Dynamik und Empfindlichkeit Zurückhaltung und Verzicht zu üben. Die statistische Tatsache, daß z. B. in Zürich immerhin neben 72,9 % schweizerischen und 13,7 % Zeitungen aus Frankreich bloß 7,1 % reichsdeutsche gekauft werden (in Basel und Bern sind deren noch weniger), dürfte immerhin so ausgelegt werden, daß dieser Verzicht bereits wirksam eingesetzt hat. Raum magt man zu denken, wie hoch die Prozentzahl ausländischer Blätter in der welschen Schweiz sein wird . . .

Beurteilen wir das Ausland und uns selbst immer richtig? Um Defaitismus im Krieg zu vermeiden, heißt es, der Wirklichkeit schon im Frieden ins Weiße des Auges zu blicken. Hüten wir uns vor Selbsttäuschung und Überschätzung! Vielen von uns beginnen Worte die Wirklichkeit, Schein das Sein zu ersetzen. Wer es ernst mit unserm Volk meint, darf keine Vogelstrauß-Politik mehr treiben, auch nicht ihm zuliebe. Wir wollen der äußeren Gefahr den Segen abgewinnen, hinter Modeworten wieder mehr das Wesen zu erkennen, wieder mehr zu sein, statt nur zu scheinen. Dann könnte 1939 das Jahr einer neuen Eidgenossenschaft werden, die voll der Taten und der Ideen der von 1291 und 1815 wäre, dazu aber einiger, entschlossener, ohne unbesonnenen Haß gegen das eine oder voreingenommene Liebe für das andere Ausland. Dann können wir über Schopenhauers Erkenntnis „jedes Volk spottet über das andere, und jedes hat recht“ emporgelangen zur erwähnten Mahnung Gottfried Kellers, jedes Vaterland zu achten und das eigene zu lieben. Darin liegt für uns die wahrhaft schweizerische Ideologie beschlossen. Dann dürfen wir mit neuer Zuversicht an U. von Hallers Frage in trüber Zeit denken: „Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland, wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“

Carl Alfons Meyer.

Bücher Rundschau

Deutsche Erzähler.

Deutschland hat trotz den politisch erregten Zeiten noch immer Muße für umfangreiche Romane, die mit Behagen und dem Sinn für die Kleinmalerei genoßen werden wollen. So schreibt der vielseitige **Hans Brandenburg** in „**Vater Dellendahl**“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1938) den „Roman einer Familie“ auf 700 Seiten. Vater Dellendahl, Prokurist einer westdeutschen Firma der Textilbranche, Veteran des Krieges von 1870/71, Vater von sechs Kindern, treuer Arbeiter im Geschäft, zu Hause gutmütig-brummender Bär mit einer Kinderseele und dilettierender Maler, ist ein Original, an dem die Menschen nicht vorbeikommen. Sein Schicksal und das seiner weitverzweigten Familie — die Erzählung reicht bis über den Weltkrieg hinaus — schildert das Buch nicht sentimental, sondern mit der Gemütswärme, aus der auch beglückender Humor entspringt. So entsteht vor dem Leser das liebevoll ausgemalte Bild der deutschen Bürgerfamilie von ehedem, und es ist rührend, in solche Darstellung auch ihre Wandlung, zur Zeit der Umwertung der Werte um die Jahrhundertwende, einbezogen zu sehen. Man hat in Anzeigen auf Dickens getippt, um dem Buch seinen Platz anzuweisen, ich fände es noch rich-